

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1852) Unterhaltungsblatt

77 (26.9.1852)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 26. September 1852.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^o. 77.

Der Verdacht.

(Fortsetzung.)

So lebhaft es in Sabinens Schänke am Tage zugeht, so still und ruhig war es darin zur Zeit der Nacht; denn Frau Sabina hielt sehr auf Ordnung. Es durfte kein Gast länger als zur bestimmten Stunde bleiben, und wie die Glocke zehn geschlagen, ward nicht mehr eingeschenkt und die Zecher sahen sich gezwungen, von dannen zu gehen. Wehe dem, der sich gegen diese Hausordnung sträuben wollte — das kräftige deutsche Mannweib verstand es den Friedensstörer im Zaum zu halten: wer sich nicht im Guten fügen wollte, ward mir nichts dir nichts zur Thüre hinausgeworfen.

Auch heute war bereits die Schänke leer; nur ein Mann, breitschultrig und mit vollem glühenden Fleischgesichte, worauf Verworfenheit und Laster ihre Zeichen tief eingegraben, saß noch vor seinem Bierkrug und betrachtete schweigend die geschäftige Wirthin, welche die leeren Kannen schweuerte, und sie nach einander in den Schrank setzte. „Nun, Rybar, wie lange wollt Ihr noch da sitzen?“ fragte die Hauswirthin, nachdem ihr Geschäft zu Ende war. „Euer Kumpan scheint Euch vergessen zu haben.“ — „Daß ihn alle Donnerwetter tausend Klaster tief in die Erde schmetterten! Läßt mich der Hund so lange da sitzen!“ sagte Rybar, und that einen kräftigen Schluck aus dem Krug. — „Aber Frau,“ setzte er in sanftem Tone hinzu, „daß ja dem Kinde kein Leid widerfährt! Hört Ihr? sonst — beim Cernobog, kräht auf Euerem Hause der rothe Hahn!“ — „Ei, Du ausgezechtes Bierfaß!“ lachte die Wirthin, „seit wann regt sich in Deinem verstockten Herzen etwas von Mitleid? Hat der Lanzenstich Dich so zahm gemacht und Dein längst todt's Gewissen wieder aufgeweckt?“ — „Lacht immerhin; mein Entschluß steht fest — die letzte Gefahr und wunderbare Rettung hat mich auf einen bessern Weg geführt. Will mein Handwerk aufgeben und ein ordentliches Leben führen,“ versetzte der Gast und that abermals einen tüchtigen Schluck. — „O, ich zweifle gar nicht an Eurer Besserung. Ihr wollt von jetzt an die Spitzbuberei nur im Kleinen betreiben, wobei es weniger Gefahr giebt, nicht wahr?“ — „Ja nu, der Mensch muß ja doch leben! Was liegt auch daran, einer reichen Frau den Schmuck vom Halse zu stehlen? dem stolzen Bürger die goldenen Knöpfe vom Rocke zu schneiden? dem wohlhabenden Krämer einige Säbelschen unter der Hand wegzuzaubern? Diese Leuten werden dadurch nicht arm; aber mit den heiligen Kirchen und ihren Schätzen mag ich nichts mehr zu thun haben: rein sollen meine Hände von jetzt an von Kirchenraub bleiben!“ — „Du gute ehrliche Haut! sag, welchem Priester hast Du die Last Deiner zahllosen Schurkereien anvertraut? möchte selbst zum Seelenrath, dem frommen Diener der Kirche, von dem man so wohlfeilen Kaufs die Absolution erhalten kann.“ — „Wer sagt Euch, daß ich einem Priester gebeichtet! ich bin von selbst zur Einsicht gekommen, daß man mit der Kirche keinen Muthwillen treiben soll; das sag' ich!“ — „Gut, ich habe nichts gegen Euren frommen Sinn, allein erklärt mir das Räthsel, warum der Knabe hier versteckt bleiben soll?“ — „Laßt Euch bescheiden: der Knabe ist verschwunden und wird gesucht werden, natürlich kommen die Juden in Verdacht; versteht Ihr mich jetzt?“ — „Jetzt noch weniger als vorher. Was sollen die Juden mit dem gestohlenen Christenkinde haben?“ — „Ei, Frau Sabina. Ihr seid heute ganz verwirrt. Muß

Euch die ganze Geschichte erzählen: Heute Abend kommt der schuftige Izzig in meine Stube, den Knaben an der Hand — ruft mich bei Seite und spricht: Rybar wollt Ihr zwei Schock Groschen verdienen? — O ja, recht gern, antwortete ich. — Nun, so schneidet mir dem Kleinen die Gurgel ab! sagt der Lump. — Da erbarmte mich der schöne Junge, und ich nahm mir vor, ihn zu retten, und den blutdürstigen Izzig anzuführen. Lehnte ich die That ab, so würde der Schuft vielleicht seine Feigheit überwunden und das Kind mit eigener Hand getödtet haben. Ich willigte daher lieber ein und bestellte ihn hierher, die verlangte Flasche mit dem Kinderblut abzuholen.“ — „So ist's denn doch wahr, daß die Juden in der Osterzeit nach Christenblut verlangen?“ fragte erstaunt die Wirthin. — „Seid doch nicht so kindisch, die Ubernheit zu glauben; das Ganze geschieht aus Rache. Sie haben dem Izzig die Kasse weggeschachert, das thut dem Lumpenhund so weh, daß er sich vornahm, der altshuler Judengemeinde einen Streich zu spielen, woran sie lange Zeit denken wird. Der Knabe war früher bei Salum, dem ehemaligen Schwäher Izzigs zu Besuch, und ist jetzt verschwunden; der Mutter sagt man, er sei im Hause der Juden geschlachtet worden — und“ — „Ich begreife,“ fiel ihm Sabina in die Rede, „und die Judenhäuser werden überfallen, da giebt's Plünderung und Raub — aber Du bist eine durchtriebene abgefemte Bestie, foppst den Izzig und nimmst noch Geld dafür!“ — „Ich werde doch nicht wegen eines Judenhundes, wie der Izzig ist, Christenblut vergießen?! Das Kind bleibt, wie gesagt, hier verborgen, bis das Spritzfaß mit den Juden angeht, dann lassen wir den Kleinen laufen. Indessen gebe ich dem Izzig eine Flasche mit Kalbsblut; ich weiß nicht, was er damit thun will, aber ich glaube es wird ihm denselben Dienst leisten.“ — „Eine durchdachte Teufelei,“ versetzte die Wirthin — „wenn zwei solche Spitzbuben einander betrügen, ist es eine Lust für den Teufel, und es thut einem ordentlich wohl, darum zu wissen. Sagt doch, wie viel bekomme ich dafür, daß ich Euch den Jungen füttere? Der Izzig scheint mir ein fülziger Jude.“ — „Frau, wir müssen den Kerl pressen, so viel es geht, laßt mich nur machen, ich kenne den furchtsamen Hasen mit dem Wolfsherzen.“ — „Hört, Man klopft! Er ist's! fällt geschwind die Flasche mit frischem Blut, stellt sie auf den Tisch!“

Wirklich ward an der Hausthüre gepocht, und nachdem die Wirthin die Flasche mit dem Blut einer Gans angefüllt und vor Rybar hingestellt hatte, ging sie die Thüre öffnen, worauf Izzig in die Stube trat. — „Guten Abend! Frau Sabina, wie geht's? Schon lange hab' ich Euch nicht gesehen.“ — „Ja, seit Ihr Bräutigam seid, scheint Ihr mein Haus ganz vergessen zu haben,“ erwiderte spottend die Wirthin. — „Die Pest und tausend Flüche über die Braut,“ murmelte Izzig zähneknirschend und wandte sich zu dem Spießgesellen. „Nun, Rybar, ist's schon vorüber! Kann ich haben das Flaschel mit Blut? He, Ihr scheint verdrießlich zu seyn?“ — „Ja, der Teufel soll nicht verdrießlich seyn, wenn einem das Winseln und Nöcheln eines sterbenden Kindes noch in den Ohren gelte. Mich reut es, Dir gefolgt zu haben, und ich hätte Lust, die ganze Mordgeschichte dem Gericht anzuzeigen,“ entgegnete Rybar. — „Seid Ihr bei Sinnen? Wollt Ihr Euch aufs Rad schleiten lassen wegen einer Bagatelle!“ — „Bagatelle? ein Christenkind morden ist bei Dir eine Bagatelle, blutdürstiger Hund?

meinst Du, wir haben gar kein Gewissen, das uns zuweilen mahnt?" — „Wai, Gewissen! was ist das, Gewissen? Anfangs ist ein junges Füllen, das sich sträubt und bäumt gegen die kleinste Sünde, nach und nach wird es zahm, und läßt sich ruhig die schwersten Verbrechen aufpacken. Gewissen, sag' ich Euch, ist nur ein leeres Wort. Viel Geld, ja viel Geld ist ein gutes Gewissen. — Da, nehmt den Beutel und beruhigt Euer Gewissen!" so sprach Tzig und reichte das Geld dem noch immer verbrießlich thnenden Rybar. — „Ich mag nicht Dein Blutgeld," entgegnete dieser, „Dich will ich auf dem Scheiterhaufen lodern sehen, dann selbst sterben durch des Scharrichters Beil und meine Sünde büßen." — „Aber seid Ihr denn heute betrunken oder verrückt! Sind ein Schock Groschen Euch zu wenig, so sollt Ihr noch einmal so viel bekommen; denkt an die Zukunft, welche Vortheile sie Euch bieten bei dem bevorstehenden Spektakel in der Judengasse," sprach Tzig mit sichtbarer Angst und reichte dem Spießgesellen noch einen zweiten Beutel hin. — Dieser nahm ihn mit den Worten: „Ich will dießmal still seyn; da hast Du Deinen Lieblingsast."

Tzig nahm die Flasche, hielt sie gegen das Kaminfeuer sich vom Inhalte zu überzeugen, doch immer noch nicht recht trauend ließ er einige Tropfen auf die flache Hand fließen. „Hm, ein schönes Blut, das Kinderblut!" grinzte der entmenschte Jude, höllische Freude malte sich auf seinem abschleichen Paviangefichte, und aus den tiefstliegenden kleinen zusammengezwickten Augen sprühten die Flammen der Rache und Mordgier. „Diese Flasche Blut soll ganze Fässer voll kosten! Ihr habt mich ausgestoßen. Gut, ich bin Euer Feind und ihr sollt sehen, wie furchtbar sich Tzig an Euch rächt."

Jetzt trat die Birthin, die während der ganzen Zeit schweigend das Gespräch mit angehört, zu dem Juden und sprach: „Lieber Klebler, vergeßt mich nicht; wie viel bekomme ich denn fürs Schweigen?" — „Weh mir! Hab ich denn nicht theuer genug das Bißel Blut gekauft? Bedenkt, zwei Schock Silbergroßchen," freischte wehmüthig der Jude. — „Hund, sträube Dich nicht! Heraus mit dem Gelde," donnerte ihm Rybar zu. — Tzig sah wohl, daß er sich hier in Alles fügen müsse und holte abermals einen Beutel aus der Tasche, ihn feufzend der ehrsamten Hausfrau darreichend. So war denn der Bluthandel unter den Dreien abgemacht. Rybar leerte den Krug, steckte sein Geld ein, Tzig verbarg die Flasche unter dem Mantel, Frau Sabina öffnete die Thüre, und das würdige Kleeblatt trennte sich.

In seinem Arbeitszimmer saß der ehrwürdige Peter Erzbischof von Mainz, und vor ihm stand ehersuchtsvoll der Leibarzt Doktor Leon, die Aufträge seines Gebieters erwartend. „Doktor!" begann nach einer Weile der Statthalter: „Heute bedarf ich keines Rathes für meinen Leib, denn ich bin gesund; aber Euer Belesenheit in den Schriften aller Völker, besonders Euer Bekanntheit mit den Sitten und Gebräuchen des jüdischen Volkes möchte ich in Anspruch nehmen." — „Gnädiger Herr! So viel mein kleines Wissen Euch dienen kann, bin ich bereit, Auskunft zu geben. Ich habe mich zwar lange mit den Studien des Talmuds befaßt, allein ich zweifle, daß ich Ew. Erzbischöflichen Gnaden werde genügen können." — „Sagt mir, Doktor, wie sich die Sage unter den Christen verbreitet hat, daß die Juden zu Othern Christenblut brauchen. Keine Sage, sie mag noch so albern seyn, ist ganz ohne Grund. Findet man irgendwo in einem Buche eine Andeutung, oder ist's mündliche Ueberlieferung, ein Nationalgeheimniß, dem Eingeweihten nur bekannt?" — „Hochwürdiger Gebieter! Weder im Talmud noch in einem andern geheimen Buche findet sich eine Spur, auf welche man die abscheuliche Beschuldigung stützen könnte; sie ist eine boshafte Verläumdung der Feinde, eine Ausgeburt des Hasses." — „Es mußte doch einmal etwas geschehen seyn, was eine so allgemeine Meinung hervorbrachte." — „Ich denke, Ehrwürden, die Sage stammt von den Juden

selbst her; die Hartnäckigkeit, mit welcher dieses Volk an Kleinlichen Observanzen hängt, mag dazu Anlaß gegeben haben. Ein Rabbi hatte die Caprice, seinen Schülern anzurathen, an den beiden PassahAbenden nur rothen Wein zu trinken, damit sie sich an die Bewandlung des Nilflusses in Blut erinnerten. Ein nachfolgender Frömmel setzte noch hinzu: damit die Grausamkeit des ägyptischen Königs, der sich in jüdischem Kinderblut gebadet, stets in frischem Angedenken bleibe. Diese Absurdität eines von kabalistischem Wahn verbrannten Gehirnes, ward mit der Zeit ein unauslöschliches Gesez und gab den Judenfeinden ein Mittel an die Hand, die entehrende Sage zu verbreiten." — „Eure Vermuthung scheint mir selbst einleuchtend; allein die öftern Geständnisse der Gefolterten, wie wollt Ihr diese rechtfertigen." — „Wo, wann, hat man dem Volke solche grausame That klar nachgewiesen? Auf bloße Muthmaßungen wurden die armen Juden gepeinigt, deren Gedanken sie schon mit dem größten Schauder erfüllte. Um nicht länger gequält zu werden und die Marter mit sicherem Tode zu enden, redeten sie, was der Richter verlangte. Hätte man die Sache genau untersucht, wäre der Richter nicht selbst von Haß befangen gewesen, so würde sich die Schuldlosigkeit der Juden und die Richtigkeit der Sage gezeigt haben." — „Ich lobe den Eifer, womit Ihr das arme gedrückte Volk vertheidigt; allein ich fürchte, daß Ihr Euch täuscht. Was werdet Ihr sagen, wenn ich Euch versichere, daß eben jetzt in unserer Stadt ein solcher Prozeß vorkommt, daß man einen Juden eines Kindesmordes anklagt, den man durch unverwerfliche Zeugnisse beweisen will." — „Wie? In unserer Stadt? Ein Jude hätte ein Christenkind gemordet?" — „So ist's, Doktor, tretet in das Nebenkabinet, und höret mit eigenen Ohren." — So sprach der Erzbischof, und der Leibarzt that, wie ihm geboten ward.

Der Bischof schellte sogleich nach einem seiner Diener. „Laßt das Weib vor, damit ich die Anklage höre." — Der Diener entfernte sich, und bald darauf trat Ludmilla mit verstorrem Antlitz und gebeugt von Kummer ins Gemach. — Sie fiel vor dem Statthalter nieder und stichte unter Weinen und Schluchzen um Gerechtigkeit. — Auf des Bischofs Verlangen erzählte sie, wie der Jude Salum sie lange mit Wohlthaten überhäuft, wie sie auf dessen Scheingüte vertrauend ihren Knaben oft in das Judenhaus geschickt, wie das Kind gestern nicht mehr zurückgekommen und wahrscheinlich nach der Aussage des Unbekannten umgebracht worden sei.

Der Bischof hörte sie aufmerksam an, ließ sich manche Umstände nochmals erzählen, und nachdem die Klägerin nichts mehr vorzubringen wußte, ward sie mit den Worten entlassen: „Gehet heim, Frau, wir werden die Sache genau untersuchen, und findet sich bestätigt, weshalb Ihr den Juden angeklagt, soll Euch Genugthuung werden. Nur löret nicht durch Euer übermäßiges Klagen und Weinen den Gang der Geseze; denn wo der gemeine Haufe tumultarisch sich zusammenrottet und selbst den Strafrichter macht, da werden auch Redliche und Schuldlose mit ins Verderben gestürzt. Verhaltet Euch daher ruhig und verlaßt Euch auf mein Wort."

Ludmilla entfernte sich und Leon stürzte bleich und zitternd herein und flehte mit Ungestüm: „Hochwürdiger Gebieter! über-eilt Euch nicht! untersucht die Anklage genau, ehe Ihr ein Urtheil fällt, seid gerecht und weise in diesem Falle, wie Ihr's immer waret. Ich setze mein Leben zum Pfande, der Jude, von welchem das Weib gesprochen, ist schuldlos." — „Euch interessiert, wie ich sehr, der Jude? Ihr müßt ihn genau kennen, da Ihr Euer Leben für ihn einsetzen wollt." — „Es ist derselbe, Bischöfliche Gnaden, bei dem ich das Ansehen gemacht; seit dieser Zeit bin ich öfter in sein Haus gekommen, der Mann ist, glaubt mir, einer solchen That nicht fähig." — „Seid ohne Kummer, Leon, dem Manne soll kein Haar gekrümmt werden, so lange seine Schuld nicht klar und offen vor uns liegt; doch höret das sonderbare Zusammentreffen der Umstände. Nicht

blos die Anklage des Weibes, das Ihr gehört, macht die hiesigen Juden verdächtig, auch die Aussage eines Ihrer Glaubensgenossen, der sich diese Tage bei mir gemeldet und sich anheischig gemacht, mit unwiderlegbaren Thatfachen zu beweisen, daß die Juden sich wirklich des Christenblutes bedienen." — „Wie, ein Jude hätte sein eigenes Volk angeklagt? Nun erkenne ich, warum der Höchste so lange dem Volke zürnt. Giebt es solche Niederträchtige unter einer Nation, die sich für Auserwählte Gottes hält, so verdient sie, daß andere Nationen sie unterjochen und wie Sklaven behandeln!" — „Ihr seid entlassen, Doktor," nahm der Erzbischof das Wort — „handelt vorsichtig, es würde mir Leid seyn um Euch, denn ich merke, daß Ihr mit dem Volke in näherer Verbindung steht, als schicklich ist."

Schweigend verneigte sich Leon und verließ das Gemach. Die erste Warnung seines Herrn lag schwer auf seinem Herzen. Umsonst war sein Sinnen und Grübeln, woher das plötzliche Ungewitter kommen mochte. Er fühlte auch seine Ohnmacht, es abzuwenden; denn wenn ein Jude seine Brüder solcher Verbrechen beschuldigte, welcher Arm vermochte in jener fanatischen Zeit das winzige Häuflein vor der Wuth des rohen Pöbels zu beschützen? — In dieser peinlichen Verlegenheit war Dina sein Hauptgedanke; diese wenigstens wollte er warnen und wo möglich der Gefahr entziehen, ehe der Sturm ausbräche.

Er eilte sogleich nach Salums Wohnung, aber ach! sie stand leer und verödet. Er erfuhr auch bald, was vorgefallen und sein Herz erbeite bei der Schreckensnachricht, daß Salums ganze Familie bereits im Kerker schmachte. Er dachte sich die zarten Glieder seiner geliebten Dina unter der Folter schonungsloser Schergen, stellte sich das verzerrte Gesicht des redlichen Salum im Geiste vor, er glaubte ihr Schmerzensgeschrei zu hören und eilte ohne Säumen wieder auf die Kleinstseite, um nochmals die Gnade seines hohen Gönners anzuflehen. — Den edlen hochherzigen Greis rührte die Angst des Leibarztes und er gewährte dessen Bitte, die Angeklagten im Kerker zu besuchen.

(Schluß folgt.)

Womit ist die Ehe zu vergleichen?

Eine erbauliche Betrachtung.

Jeder Mensch betrachtet das Leben mit seinen mancherlei Erscheinungen von seinem besondern Standpunkte aus, und stellt wohl zuweilen Vergleiche mit diesen Erscheinungen und Dem, was ihn zunächst umgibt und womit er sich beschäftigt, an: also der Handwerker vergleicht das Leben mit dem, was mit seinem Stande am meisten zusammenhängt u. s. w.

Nun gehört aber auch die Ehe zu den Erscheinungen des Lebens, und Referent hat sich hiermit die Aufgabe gestellt, in erbaulicher Weise niederzuschreiben, womit die verschiedenen Handwerker, wenn sie ihr Fach ins Auge fassen, die Ehe vergleichen können.

Der Vorrang gebührt dem Schneider, denn Kleider machen Leute, Leute sind die vornehmsten Geschöpfe der Erde, also ist der Schneider, welcher Leute macht, der vornehmste Mensch der Erde.

Der Schneider sagt: Die Ehe gleicht gewiß einer Nähadel, denn sie heftet an einander wie diese. Oft muß die Naht wieder getrennt werden, weil ein Paar Stücke zusammengeheftet waren, die nicht für einander paßten. Ganz so in der Ehe. Oder die Naht plazen, weil der Faden schlecht war. Oft ist auch der Faden der Liebe sehr schwach, und nach wenigen Jahren fallen zwei Herzen auseinander, welche für die Ewigkeit verbunden zu seyn schienen.

Der Schuhmacher meint, die Ehe sei oft mit dem Pech zu vergleichen: Man möchte, wenn man hineingerathen, zuweilen gern wieder davon loskommen, aber es hält sehr schwer. Auch meint er, gleiche die Ehe zuweilen dem Schuh, welcher drückt, oft aber auch sei sie der weiche, warme Morgenschuh, der uns

zu Hause willkommen sei, wenn wir uns auf dem spitzen und harten Pflaster des Lebens die Füße wund getreten.

Der Tischler behauptet, die Ehe gleiche häufig dem Hobel, sie ebene die rauhen Seiten des Lebens; oft sei sie jedoch auch wie der Geldschrank, wenn er aus seiner Werkstatt kommt, nämlich sehr leer.

Der Scheerenschleifer sagt, die Ehe gleiche manchmal dem Schleifstein, sie müsse nämlich mitunter die Scharten auswezen, welche vor der Ehe gemacht worden sind.

Der Schlosser meint, es sei die Ehe zuweilen der Ringel, welcher den Jugendthorheiten vorgeschoben werde; sie sei aber auch ein Schloß, das die Liebe so lange sicher bewahre, bis der Alles zerstörende Rost der Zwietracht das Innere zer nagt. Die Ehe sei ferner der Schlüssel, der zum Himmel oder zur Hölle führe, je nachdem er im Feuer der reinen Liebe gestählt, oder nur mit dem sich verflüchtigen Wasser der Gewinnsucht leicht gehärtet sei.

Der Grobschmied sagt, die Ehe gleiche einem Blasebalg: sie erhalte das Feuer der Liebe in steter Gluth; allerdings bekäme ein Blasebalg zuweilen ein Loch, und könne dann die Flamme nicht mehr erhalten. Ja, solch ein Eheblasebalg, der erst ein Loch bekommen, ist ein gar traurig Ding.

Der Kupferschmied meint, jedesmal, wenn er einen blanken Kessel gefertigt habe, da denke er: so ein Kessel gleicht wohl manchem kernbraven Ehepaare, das du kennst. Vor der Ehe von dem Hammer des Schicksals unaufhörlich getroffen, in dem Ehestand stets von dem Feuer der Trübsal heimgesucht, unterlag es doch nie, sondern behielt seine ungeschwächte Kraft, und wie man dem glatten, blank gepuzten Kessel nicht anseht, daß Hammer und Feuer ihn so sehr heimgesucht, so ist auch das Gesicht eines solchen Ehepaars so glatt und freundlich lächelnd, daß man auf demselben keine kummervollen Tage und schlaflosen Nächte zu lesen vermag.

Mädchen- und Elternnoth.

Stuttgarts. Ich bedaure herzlich das Schicksal mancher Väter und Mütter, die heut zu Tage ihre Töchter nicht mehr unterzubringen wissen, und zugleich die Töchter selbst, welche, während ein Jahr nach dem andern vorüberreist, einer trüben oder wenigstens ungewissen Zukunft entgegen sehen müssen. Zwar ist manches Mädchen selbst am sogenannten Sizenbleiben Schuld. Alle Moden, alle Unterhaltungen werden mitgemacht und die Männer, welche heirathen können und wollen, und ein hinreichendes Einkommen zur Erhaltung einer Familie haben, berechnen gar leicht, daß mit diesem Einkommen die eingebildeten und schon sichtbar angewöhnten Bedürfnisse des Luxus nicht bestritten werden können. Das Fräulein kann sich keine neueste, auch noch so kostspielige Mode versagen, von keinem Ballo, keinem Concerte, keinem Theater wegbleiben, kann nicht spazieren gehen, sondern muß spazieren fahren, liebt auswärtig zu speisen, und will, wenn ein Abend in Einsamkeit zugebracht werden muß, vor Langeweile sterben. Die Frau würde noch mehr verlangen, und selbst Tafeln und Gesellschaft geben, kostet mehr, als sie zu besuchen. Die junge Frau, fürchtet der Mann, wolle nicht mehr bloß dann und wann ins Theater gehen, sondern einen abonnirten Platz, und sich noch mehr puzen und schmücken, als das Fräulein that, da sie als Frau Staat machen und auch Andern fortwährend gefallen muß, und da die Gefallsüchtige im Verhältniß zur Abnahme der Jugendreize den Puz steigert, um die untergehende Schönheit zu erhöhen oder zu ersetzen. Je mehr die Mädchen sich hervorbringen, um Männer zu suchen, desto weniger werden sie finden. Je größer die Zahl der erhörten Liebhaber ist, desto weniger wird einer davon ein Ehemann. Von guten, vernünftigen, soliden und hinlänglich wohlhabenden, das ist: glücklich machenden Männern, werden nur solche Mädchen zu Gattinnen gewählt, die mit ihrem Herzen noch nicht zu vielen Tauschhandel trieben, und die sich

durch Anspruchlosigkeit, Genügsamkeit, Sittlichkeit und Häuslichkeit auszeichnen. Ueber die Männer wird die Epistel nicht viel besser ausfallen! Dieß zur Genugthuung! (N. Tgbl.)

Ueber die Bereitung von Zwetschgenmuß.

In Thüringen, wo die Kultur des Zwetschgenbaums sehr ausgedehnt ist, bereitet man aus den Früchten desselben ein allgemein beliebtes Nahrungsmittel, Zwetschgenmuß, Zwetschgengelee. Nicht allein, daß dieses Muß, sagt Dittrich S. 86 seiner Obstbenutzung, mehrere Jahre hindurch aufbewahrt werden kann, sondern auch frisch verspeist eine sehr angenehme und gesunde Beikost ist, wodurch viel an Butter erspart werden kann, so dient es auch noch zu Backwerk und als Zuthat zu mancherlei Speisen.

Die beste Bereitungsart dieses Zwetschgenmußes ist folgende: Die reifen Zwetschgen werden gewaschen, ausgekernt und in einem großen Waschkessel bei gelindem Feuer, unter beständigem Umrühren, so lange gekocht, bis sie zu Drei aufgelöst sind. Viele lassen die Kerne in den Zwetschen und diese mitkochen; da die zerflochtenen Zwetschgen mit oder ohne Kerne durch einen Durchschlag durchgetrieben werden, um die Schalen zu entfernen, so schadet dieß nichts. Der durchgetriebene Zwetschgenbrei wird neuerdings in den Kessel auf das Feuer gebracht und unter einem Zusatz von Hollunderbeeren und welschen Rüffen mit ihren grünen Schalen, etwas Citronenschalen, Ingwer und Gewürznelken so lange eingekocht, bis das Muß nicht mehr vom Löffel herabfällt, sondern als ein Klumpen daran hängen bleibt. Je stärker das Muß zusammengekocht wird, desto besser hält es sich, so daß es in Steintöpfen, mit Hammelfett übergossen, mehrere Jahre recht gut aufbewahrt werden kann. Der Handel mit solchem Zwetschgenmuß in größeren und kleineren steinernen Häfen ist sehr einträglich.

Die Eiche und der Strauch.

Ein Eichenbaum versucht's, dem Sturm zu widerstreben,
Ein Strauch — sich beugend — gibt dem Sturme nach;
Noch steht der Strauch, die Eiche aber brach.
Euch Frauen mag der Strauch ein Beispiel geben.

Miscellen.

× Das Meer wird immer mehr electrifizirt. Jetzt wollen sie auch unter dem mittelländischen Meere hinweg einen Draht ziehen nach Algier, Tunis, Tripolis, Aegypten, der Himmel weiß wohin; bald wird der Sultan in seinem Serail bei seinen schönen Nügdleins nicht mehr sicher seyn, daß er durch telegraphische Depeschen aus seiner sanften Ruhe aufgestört wird. In zehn Jahren ist die Erde ein alter Topf, mit Draht umstrickt und mit Eisenbahnen beschlagen. Das Wetter wird schön, wollen wir nicht morgen eine Spazierfahrt nach Kabul machen und übermorgen nach Peking? Also werden in 50 Jahren die Leute fragen. — Und wieviel Doppellouis'd'ors wird es in 50 Jahren geben, wenn diese Goldsucherei in Californien und Australien noch einige Jahre anhält. Das berühmteste Goldfeld in Australien ist ein Thal von 100 bis 500 Schritt Breite, auf beiden Seiten von hohen bewaldeten Hügeln eingefaßt. Auf dem Grunde fließt ein reiner Gebirgsbach, ursprünglich klar und hell, aber seit die Goldwäscher über ihn gekommen, wie Erbsensuppe. An den Ufern des Baches und unter den Bäumen am Hügelabhänge stehen Gruppen von Zelten, Hütten aus Baumrinden und Zweigen. Ende August 1851 ward das erste Gold in diesem abgelegenen Waldthale entdeckt und Anfang September wimmelte es bereits von 3000 Goldsuchern. Mitte September stieg die Anzahl auf 7000 Köpfe. Nachts brennt vor jedem Zelte ein Feuer, was dem Thale eine romantische Illumination gibt. Die Stelle, wo das meiste Gold gefunden

wird, ist ein Hügel, der sanft nach dem Bache abfällt. Das Gold wird in Thonschichten und im Quarze gefunden. Im ganzen Thale herrscht eine Rührigkeit wie in einem Ameisenhaufen. Diese arbeiten in Gruben, Jene schaffen die goldhaltige Erde zum Waschen nach dem Bache in Schubkarren, in Säcken, in zinnernen Schüsseln. Hier und da sieht man sogar welche, die das Gold mit dem Taschenmesser aus dem Gestein bohren. Noch lebendiger sieht es unten am Bache aus. Beide Ufer sind in der Länge von einer halben Stunde mit Männern besetzt, die angestrengt an ihren Wiegen arbeiten. An jeder Wiege sind drei Personen beschäftigt und die Wiegen stehen alle dicht neben einander. Der von dem beständigen Hin- und Herwiegen verursachte Lärm gleicht einer großen Spinnerei. Dieß und das beständige Hämmern von tausend Spizhacken und dem Niederkrachen riesiger Bäume, deren Wurzeln die Goldgräber ausgehöhlt haben, bringt ein Gemir von Tönen hervor, von dem man sich schwer einen Begriff machen kann. Die oben erwähnte Wiege ist ganz wie unsere Kinderwiege geformt und dient dazu, ein an dem einen Ende befindliches eisernes Sieb in Bewegung zu setzen, in welchem das Gold von Stein- und Erdmassen gereinigt wird.

× Als ob in den letzten Jahren allenthalben auf Erden in der Bitterung und am Himmel Zeichen und Wunder geschehen! Schön waren im vorigen Winter und Frühling die Nordlichter und dauerten lange. Jetzt stellen sie sich so früh ein, wie kein ähnliches Beispiel nachzuweisen ist. Als sich dieses Phänomen in den Jahren 1848 und 1849 zu einer und derselben Zeit am Firmament zeigte, nämlich am 18. September, schien dieß ungewöhnlich früh im Herbst zu seyn; aber 1852 erschien das Nordlicht im prachtvollsten Glanz, wie aus Drö (Südseite Norwegens) berichtet wird, schon am 23. und 27. August, Montag und Freitag Abends, und zwar sehr stark flammend in der Richtung von Nordwesten nach Nordosten, also ungefähr vier Wochen früher als in jenen Jahren. In wie weit dieß ein Zeichen eines scharfen oder milden Winters seyn kann, wird die Zeit lehren. Darf man aber aus der Beschaffenheit der Winter in den beiden erwähnten Jahren etwas schließen, als das Nordlicht sich im September zeigte, so kann man einen offenen und milden erwarten. Dahingegen soll nach alter Volks- sage das frühe Nordlicht einen strengen und harten Winter vortbedeuten.

Maritäten Kästlein.

○ Ein aufschneidender Reisender oder reisender Aufschneider erzählte, er sei unter andern in einem Lande gewesen, wo es Bienen gebe von der Größe der Schafe. „Hm, entgegnete man ihm, da müssen die Bienenförde ungeheuer groß seyn.“ „Mit nichten, rief er, sie sind gerade so groß wie bei uns. Frage: Wie können denn aber die großen Bienen in die kleinen Stöcke fahren? Antwort: Ja, das geht mich nichts an, das ist ihre Sache.“

○ Scherzfrage. Welche Aehnlichkeit ist zwischen einem Prahler und einem modernen Stiesel?

• 5 1 n p u p j 9 o a b quij 2008 1100111111

Charade.

Die Erste ist ein Thier, das in der Erde bauet,
Sein Fell wird oft gesucht und ist auch Etwas werth;
Die Zweite ist ein Thier, was nach der Ersten schauet,
Und, ist es abgerichtet, auch nach dem Jäger hört;
Gewöhnlich pflegt mit Zwei man Numer Eins zu fangen,
Und nur nach Numer Eins trägt Numer Zwei Verlangen.

Auflösung des Logogryphs in No. 76:

A f f e . L a f f e .